Nr. 169. 40. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Sonnabend, 1. April 1911

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Um das Recht der Gegenwart.

Volk und Justiz sind seit einer Reihe von Jahren uneins. Klagen über unverständliche, dem Rechtsgefühl widersprechende Urteile werden aus allen Schichten des Volkes vernommen. Eine scharfe Kritik der Rechtspflege und des Richtertums sind an der Tagesordnung. Schlimme Vorwürfe, die sich zu Schlagwörtern wie „Klassenjustiz", „Formalismus der Rechtspflege", „Weltfremdheit der Richter" verdichtet haben, ertönen immer lauter und immer häufiger.

Nicht alle diese Klagen sind begründet. Manche Beschwerden wären bei genauerer Kenntnis des Falles gewiß unterblieben und bei den Angriffen gegen die Richter wurde bisweilen übersehen, daß diese gar keinen anderen Spruch fällen konnten, daß unvollkommene, zweckwidrige Gesetze sie zum Erlaß von Urteilen zwangen, die dann als Fehlsprüche und Entgleisungen empfunden wurden. Allein wenn schon die Kritik nicht selten über das Ziel hinausgeschossen ist und Richter und Rechtspflege häufig zu Unrecht gescholten worden sind, so liegt die Sache doch auch nicht so, daß die vielen Vorwürfe einfach aus blauer Luft gegriffen wären. Tatsächlich leidet unsere Justiz an Mängeln. Unsere Rechtsprechung hat oft nicht lebensvoll und zweckbewußt genug gearbeitet. Manche Richter erblicken allerdings ihre Hauptaufgabe in einer öden Paragraphenentzifferung und besitzen für die wirtschaftlichen Erscheinungen des Lebens kein hinreichendes Verständnis. Sie entscheiden mechanisch und schablonenmäßig nach dem Buchstaben des Gesetzes, ohne auf das sachliche Ergebnis genügend Rücksicht zu nehmen. Gegen eine solche Art von Juristerei aber begehrt das Bürgertum in Stadt und Land mit Recht auf.

Es wäre bedauerlich gewesen, wenn die Richter die Kritik, die an ihnen geübt wird, hochmütig zurückgewiesen und sich der Erkenntnis, daß in der Justiz nicht alles so ist, wie es sein sollte, verschlossen hätten. Dann hätte Gefahr bestanden, daß die Mißstände immer weiter eingerissen wären, und das Vertrauen des Volkes zu seiner Rechtspflege schließlich unheilbaren Schaden gelitten hätte. Erfreulicherweise haben jedoch die deutschen Juristen die Zeichen der Zeit verstanden. Eine mächtige Bewegung hat sie ergriffen, sie erkennen sehr deutlich, daß ein Weitertrotten auf dem gewohnten Wege nicht zum Ziele führt, daß in einer neuen Zeit neue Bahnen beschritten werden müssen. Diese Bewegung hat schon viel Gutes gewirkt: das geschmacklose Juristendeutsch ist immer mehr aus den Akten verschwunden und hat einer einfachen, klaren, natürlichen Sprache das Feld geräumt. Auf eine Beschleunigung der Rechtspflege wird eifriger als früher Bedacht genommen und immer weitere Kreise unserer Richter werden von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es eine viel höhere und wichtigere Aufgabe ist, verständig die Rechtsverhältnisse zwischen den Parteien zu regeln, als Entscheidungen voller Tüfteleien und juristischer Haarspaltereien zu fällen, daß das Gesetz eine vernünftige Ordnung der Dinge erstrebt, und daß deshalb bei seiner Anwendung das Rechtsempfinden des Volkes, der gesunde Menschenverstand so weit als möglich zum Siege kommen muß."

Und die Bewegung wirkt weiter. In diesen Tagen ist unter Leitung des ausgezeichneten Jenenser Oberlandesgerichtspräsidenten Börngen eine seit mehreren Wochen vorbereitete Vereinigung „Recht und Wirtschaft" gegründet worden, die Juristen und Laien um ihre Fahne scharen will und sich das Ziel gesetzt hat, den Zwiespalt zwischen Rechtsleben und Volksempfinden zu beseitigen, Brücken zwischen Volk und Recht zu schlagen. In dieser Vereinigung sollen sich Juristen des Gelehrtentums und der Praxis aller Art die Hände reichen mit führenden Personen des öffentlichen, namentlich des wirtschaftlichen Lebens und mit anderen Männern, die einem Weiterbauen im Recht und in der Rechtsanwendung Interesse entgegenbringen und bereit sind, alle Kräfte unserer Zeit für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege nutzbar zu machen. An der Gründung dieser neuen Vereinigung haben zahlreiche bekannte Männer rührigen Anteil genommen, so Reichsgerichtsrat Düringer, Professor Hellwig, Amtsgerichtsrat Bozi, Regierungsrat Dr. Rathenau, Geheimrat Witting, Minister Hentig und andere mehr.

Der Aufgaben, denen die Vereinigung die Lösung zu finden sucht, sind gar viele. Allen voran steht die der Erziehung von Gegenwartsjuristen. Die neue Zeit stellt an den Juristen weit höhere Ansprüche, als man sich in der guten alten einst träumen ließ. Das ist nur natürlich. Man bedenke doch, daß das gesamte Wirtschaftsleben im letzten Jahrhundert eine so vollständige Umgestaltung erfahren hat, daß nicht ohne Grund gesagt werden konnte, die Wirtschaftsverhältnisse am Ende des neunzehnten Jahrhunderts seien von denen am Anfang des Jahrhunderts weit mehr verschieden als diejenigen des achtzehnten Jahrhunderts von denen um 1350. Die veränderten Verhältnisse der Gegenwart weisen den einzelnen Volksgenossen und weisen ganzen Berufsklassen neue Wege. In erhöhtem Maße gilt das für die Juristen. Der Jurist, ebenso der an der Rechtsfindung mitwirkende wie der in der Verwaltung beschäftigte, vermag den Anforderungen seines Berufes nur dann gerecht zu werden, wenn er die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, die ihn umgeben, genau begreift, wenn er mit den Anschauungen der verschiedensten Berufskreise vertraut ist. So verlangt die neue Zeit vom Juristen eine weit größere Vielseitigkeit. Mit „Nurjuristen" ist der Gegenwart nicht gedient. Der Jurist muß sich heute auch in anderen Arbeits- und Wissensgebieten zurechtfinden. Vorbildung und Fortbildung müssen hierauf mehr als bisher Bedacht nehmen. Das Leben und der Beruf, nicht Abstraktionen müssen das Ziel des Unterrichts sein.

Eine weitere Aufgabe, die der Vereinigung harrt, ist das planvolle Hinarbeiten auf die Verbesserung unserer Gesetze. Viele Gesetze der letzten Jahre sind nach dem Urteil der Sachverständigen und nach der Ueberzeugung weiter Kreise über das erlaubte Maß hinaus schlecht. Manche von ihnen haben von Haus aus nicht viel getaugt. Im Parlament sind sie dann durch Lappen und Flickwerk erst recht verunziert und schließlich nicht etwa um deswillen angenommen worden, weil sie von allen für gut gehalten wurden, sondern darum, weil sie keinen ganz befriedigten. Nicht besser als solche Kompromißgesetze sind meist die vielen Gelegenheitsgesetze, die einem plötzlich aufgetauchten vermeintlichen oder wirklichen Uebelstande abhelfen sollten und nun ohne Rücksicht auf den organischen Aufbau und den Zusammenhang unserer Gesetzgebung erlassen wurden. Gewiß ist die Schwierigkeit, formell und inhaltlich gutes Recht zu schaffen, groß. Aber gerade um deswillen müssen die Besten im Lande, Juristen und Mitglieder anderer Berufskreise, sich zusammentun und den Gesetzgeber mit sorgfältig durchdachten, auf ihre Wirkung genau geprüften Gesetzesvorschlägen unterstützen.

Mit der Aus- und Fortbildung der Juristen und der Verbesserung von Rechtsprechung und Gesetzgebung sind jedoch die Aufgaben der neuen Vereinigung längst nicht erschöpft. Ihr Arbeitsfeld ist größer. So will sie die neuzeitliche Bewegung nicht bloß in die Rechtspflege tragen, sondern auch in die Verwaltung, und sie will sich ferner auch die Verbreitung von Rechtskenntnissen angelegen sein lassen. Auf allen diesen Gebieten kann, wenn tüchtige und selbstlose Kräfte am Werke sind, viel Nützliches geschaffen werden. Ganz besonders aber sind es, wie ich glaube, zwei Momente, um derentwillen die neue Vereinigung mit Freuden zu begrüßen ist. Einmal wird sie diejenigen Juristen aufrütteln, die vom Modernismus im Recht bisher nichts wissen wollten, die sich den Anforderungen der Gegenwart gegenüber hartnäckig verschlossen haben. Und dann wird hier der erste wirklich aussichtsreiche Versuch gemacht, die unheilvolle Spannung zwischen Recht und öffentlicher Meinung zu beseitigen, das Vertrauen des Volkes in die Rechtspflege aufs neue zu befestigen.

Landrichter a. D. **Ernst Mumm.**

Die Stolypininterpellation des Reichsrats.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ **Petersburg,** 1. April.

Im Reichsrat soll heute die geplante Interpellation wegen des ungesetzlichen Vorgehens Stolypins eingebracht werden. Doch wird angenommen, daß der Präsident Akimow die Einbringung nicht zulassen und die Sitzung schließen wird. Die Interpellation ist unter anderem von 17 Mitgliedern der Rechten, darunter dem früheren ultrareaktionären Minister der Volksaufklärung Schwarz und dem einstigen Justizminister Maruskin unterschrieben. Unter den Oktobristen in der Duma herrscht immer noch ein gewisses Schwanken. Die Fraktion, die Guschkow wieder zu ihrem Führer gewählt hat, beschloß am Montag einen eigenen Kandidaten für den Posten des Dumapräsidenten aufzustellen. Gutschkow beabsichtigt, für vier Wochen nach Sibirien zu reisen und sich vom Stande des Baues der Amurbahn zu überzeugen.

Die Obstruktion gegen das belgische Schulgesetz.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ **Brüssel,** 1. April.

Der Kampf um die illiberale Schulreform hat eine sehr merkwürdige Lage der politischen Verhältnisse hervorgerufen. Der Kammerpräsident, der zur Rechten gehört, hatte gegen den Willen der Linken die vorbereitenden Sektionen schon jetzt einberufen und hatte sich mit dieser Maßregel gegen das Votum der Opposition gestellt, die, unterstützt von mehreren Klerikalen, die Sektionsverhandlungen bis nach Ostern vertagt hatte. Es sind nämlich verfassungsgemäß sechs Abteilungen vorhanden, die jeden Monat neu konstituiert werden, deren Präsidenten dann unter dem Vorsitz des Kammerpräsidenten die Zentralsektion bilden. Nach der augenblicklichen Konstellation besitzt die Linke in drei Sektionen die Majorität, daher konnten es zwei dieser Ausschüsse erreichen, daß sie sich bis zum 12. Mai vertagten; die dritte vertagte sich gar bis zum 28. Mai. So haben diese drei Sektionen verhindert, daß die Rechte die Beratung des neuen Schulgesetzes beschleunigte und dadurch vielleicht schon jetzt eine Kammermajorität für das Gesetz herbeigeführt hätte. Diese Maßregel der Opposition ist nichts anderes, als die Taktik der Obstruktion, gegen die sich die Rechte jetzt mit aller Anstrengung wehrt. Da die Kommission mit Beginn des Monats April neu gebildet werden

Martin Greif †

Von

Felix Lorenz.

≋ **Kufstein, 1. April. (Privat-Telegramm.) Martin Greif ist heute vormittag gestorben.**

Von den zweiundsiebzig Jahren dieses Dichterlebens, das zum Schmerze des ganzen geistigen Deutschlands nun erloschen ist, waren die letzten durch schwere körperliche Leiden verdunkelt. Martin Greif hat sie klaglos ertragen und sie mit der inneren Freude ausgeglichen, daß seinem Schaffen mit dem Niedergang seines Lebens ein immer reicher werdender Erntebogen gegeben wurde. Vielen, vielen ist der Tod dieses edlen Sängers ein herber Verlust. Die hohe Stelle, die er mit seinem völlig von Tag und Streit losgelösten Dichteramt eingenommen, wird leer bleiben, denn mit Martin Greif schied der letzte und treueste Hüter der großen lyrischen Traditionen, die mit den Namen Eichendorffs, Lenaus, Uhlands, Mörikes verknüpft sind.

Einer der größten Naturlyriker ist dahin, ein Volkspoet im feinsten Goetheschen Sinn. Die vielen Lieder, die er sein äußerlich wenig bewegtes Leben lang gesungen, sind mit der nahrungsreichsten Wurzel unlösbar verbunden: dem Volkslied. Martin Greif, der Bayer, gesellt sich den alten warmherzigen Schwaben zu, den Dichtern, die wir schon in der Schule lieb hatten, diesen versonnenen und doch so hellsäugigen Männern, bei denen die Wirklichkeit immer in einen bezaubernden farbigen Glanz und Widerglanz getaucht ist. Martin Greif, selbst ein Epigone, kann nicht zu den „Neutönern" in der deutschen Dichtung gezählt werden; er fand ein fertiges Erbe vor und wurde dessen Verwalter, aber ein berufener Verwalter, der den aufgespeicherten Reichtum um Schätze vermehrte. Den alten Stil, den er übernahm, machte er zum Träger eines viel reicheren seelischen Ausdrucks, als ihn etwa der ihm am meisten wesensverwandte Uhland geben konnte. Freilich, den komplizierteren Seelenvorgängen, wie sie die Moderne lyrisch zu lösen versuchte, stand Greif mit seiner einfachen reinen Empfindung völlig fern. Er war ein altfränkischer Dichter. Unbewegt von den großen Erschütterungen und Stürmen, welche die Kunstanschauungen der Gegenwart bedrängten und seit dem Tode Geibels durchaus veränderten, hielt Martin Greif bis an sein Ende zu den alten Idealen seiner Jugend. Die „Richtung", die er in seinen 1868 zuerst erschienenen Gedichten eingeschlagen, entwuchs der Zeit, da noch Adalbert Stifter den „Hochwald" schrieb und Eduard Mörike vom „Verlassenen Mädchen" sang.

So sind denn vielerlei Einflüsse in des Dichters Wesen bemerkbar; seine ersten Gedichte weisen noch auf Rückerts Wortkünste, auf Freiligraths schwelgerische Rhetorik hin. Aber schon ganz früh zeigt sich bei Greif die bestimmte Neigung zu lyrischer Natürlichkeit; schon als Dreißigjähriger tritt er andachtig in jene „höchste reinliche Zelle", die Walther von der Vogelweide und Goethe dem Liede des Volkes errichteten. Greif, der Sohn der alten Reichsstadt Speyer in der bayerischen Pfalz, der Sprößling einer angesehenen, im Dienste der Wittelsbacher ergrauten Beamtenfamilie, erkennt beizeiten seine eigentliche Wesensart. Der junge Leutnant zieht den Militärrock aus, widmet sich mit Inbrunst der Muse. Fest klammert er sich dabei an den Boden des deutschen Landes; gerade in dieser Beziehung tritt seine Wahlverwandtschaft mit Uhland bedeutsam hervor. Und wenn er nicht an der politischen Dichtung des jungen Deutschland teilgenommen, so fingt er doch später in sehr populär gewordenen nationalen Liedern den Ruhm Germaniens, der „Heldenwiege".

Natur und Mensch in ihrem engsten Verhältnis zueinander — das ist früh Martin Greifs bester lyrischer Anreiz. Der junge Dichter, von mancherlei Gemütserschütterungen heimgesucht, aber langsam in München und Wien einen Kreis von Freunden und Verehrern gewinnend, wird ein „Bekenner im Lied"; alles Erlebnis setzt sich in Dichtung um. Die eminente „Natur" seines Talents offenbart sich; er erfüllt mit der Schlichtheit und Ausdruckstiefe seiner Verse die Forderung Theodor Storms (der Greif sehr geschätzt hat): „Von einem Kunstwerk will ich wie vom Leben unmittelbar und nicht erst durch die Vermittelung des Denkens berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher ein Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine rein sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht." Diese höchste Wahrheit des lyrischen Schaffens, die Lenau so erkannte: „Meine ganzen Gedichte sind mein ganzes Leben", die Goethe so köstlich umschrieb: „Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte" — macht Greifs Strophen, so objektiviert sie scheinen, zu singenden Dokumenten seines Innern. Reflexion ist selten. Die Wirkung dieser Gedichte ist in der Tat zunächst eine rein sinnliche; denn das Schaffen ihres Dichters ist immer naiv, in der Empfindung wie in den Mitteln. Er wendet sich immer wieder zum Stil des Volksliedes, dessen Figuren auch die seinen sind. Müller und Wanderbursche, Jäger und Reiter, Hirtin und Spielmann. Bezeichnend ist, wie gern er im lyrischen Gedicht die dramatische Wechselrede braucht. Mit Selbstverständlichkeit hat er den Vorrschatz der lyrischen Romantiker übernommen, und vielleicht liegt hierin der Grund dafür, daß sich Freunde ästhetisierender Richtungen mitleidig lächelnd von dieser „Fürbaß"- und „Feinsliebchen"-Poesie abwenden. Aber die Naturdichtung Greifs, die von der Heiterkeit Goethes umsonnt, oft von der Melancholie Lenaus umschattet ist, wird sich immer mit unserem Besten behaupten. Denn durch die Natur schließt Greif die letzten Geheimnisse des Gemüts auf, und das klar aus der Anschauung gewonnene Bild erhebt sich bei ihm zu jener Symbolik höchster Art, die Goethes „Lied an den Mond" durchflutet. Greif, der Dichter, der so fest auf der Erde steht, lebt doch immer gleichzeitig auf den Gipfeln: „Dorthin, wo auf Weitenstegen Erde in den Himmel führt, kannst du jeden Traum verlegen, den die Sehnsucht dir gebiert."

Greifs Gedichte bleiben leben, weil sie ein Mensch schrieb, den ganz und gar tiefstes dichterisches Gefühl durchdrang. Es war rein und keusch, wie das des Novalis. Auch in seinen Balladen, besonders im „Klagenden Lied", hat er Schönheiten hinterlassen. Nur im historischen Drama, in dem er sich so eifrig versuchte („Prinz Eugen", „Heinrich der Löwe", „Ludwig der Bayer", „Die Pfalz im Rhein"), blühte ihm kein Lorbeer. Jetzt, wo er „abgestiegen und verschwunden aus dem Troß" ist, widmen wir dem Lyriker und dem Menschen Martin Greif unsere Totenkränze und unser Gedenken, denn er war einer von denen, bei denen alles Alltägliche wunderbar wird.

Helene.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Schüler.

„Treu und fleißig" hatte ihr meine Frau ins Buch geschrieben. Du lieber Gott: was die Treue betrifft, so kann ich mir kein Urteil erlauben; aber einen sauleren Menschen als Helene habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Und vom Kochen hatte sie keine Ahnung. Sie war nie fertig, und wenn sie fertig war, dann war das Gemüse kalt und das Fleisch zäh. Wenn wir beide — einberufen — nicht so gute Zähne hätten, wir hätten bei dieser Köchin einfach verhungern müssen.

Helene widersprach nie. Aber sie setzte allen Anordnungen einen passiven Widerstand entgegen. Das Fleisch bezog sie von einem Schlächter namens Meier. Nun, in bezug auf diesen Meier verdiente sie in der Tat das Zeugnis „treu". Sie hing an ihm mit einer Zähigkeit, die nur noch von seinen Hammeln und Rindern übertroffen wurde. Es existieren gewiß Schlächter in Berlin, die ebbares Fleisch verkaufen. Aber Helene war nicht zu bewegen, von ihrem Meier abzugehen. Es gibt nur einen Meier, sagte sie, und dabei blieb sie. „Wahrscheinlich bezieht sie von ihm Prozente," meinte meine Frau.